



Graphik:
Wilhelmine Wulff www.pixelio.de



AUFGELESEN

Ausgabe 03/ 2013

AUFGABEN FÜR UNS ALLE

IN DEUTSCHLAND ENTSCHIEDET IMMER NOCH DIE HERKUNFT ÜBER UNSEREN LEBENSWEG

JUTTA ALLEMENDINGER

In Deutschland entscheidet immer noch die Herkunft über unseren Lebensweg. Die Soziologin *Jutta Allmendinger* beschreibt am Beispiel von vier Kindern, wie unser Schulsystem spaltet statt zu fördern.

Dies ist die Geschichte von vier Kindern. Im Alter von drei Jahren, im Kindergarten, wurden sie dicke Freunde, schienen unzertrennlich. Heute, 15 Jahre später, leben sie in unterschiedlichen Welten, sind einander fremd. Ihre Geschichte ist ein Spiegel unseres Schulsystems, das trennt, sortiert und spaltet, ein System, das sich trotz dauernder Veränderungen, trotz Pilotprojekten, trotz Lehrer- und Eltern-Engagement im entscheidenden Punkt nicht gewandelt hat: Es fördert Kinder und Jugendliche nicht so, dass alle ihr Potenzial entwickeln können und eine hinreichende Grundlage für ihr Leben haben. Und das ist die verschworene Gruppe: Alex, das Kind zweier Akademiker, ist mein Patensohn. Erkan ist der Sohn türkischer Händler. Jenny gehörte dazu, deren alleinerziehende Mutter arbeitslos war, und schließlich Laura. Sie ist das leicht behinderte Kind eines Künstlers und einer Friseurin. Sie kamen als Dreijährige aus unterschiedlichen Welten und hatten unterschiedliche Lernerfahrungen. Alex war schon mit sechs Monaten in die Krippe gekommen. In eine hervorragende private Einrichtung, die sich seine gut verdienenden Eltern leisten konnten. Erkan war nicht in die Krippe gegangen. Seine Mutter war zu Hause und kümmerte sich um die große Familie. Erkan sprach nur Türkisch. Sein Kinderarzt schlug deshalb vor, ihn mit vielen deutsch sprechenden Kindern zusammenzubringen. Jenny war aus anderen Gründen nicht in einer Krippe gewesen: Ihre alleinerziehende Mutter fand für sie keinen Krippenplatz. Jenny war ihr zweites Kind. Die junge, gescheite Frau war seit vielen Jahren nicht erwerbstätig und verlor immer mehr den Halt. Als Jenny drei wurde, organisierte das Jugendamt für sie einen Integrationsplatz im Kindergarten. So lernte Jenny Alex, Erkan und Laura kennen. Bei Laura war kurz nach ihrer Geburt eine zentrale Bewegungskordinationsstörung diagnostiziert worden, mittelschwer, therapierbar. Die Eltern wünschten sich, dass Laura möglichst normal aufwächst, und hatten nach vielen Absagen diesen Kindergarten gefunden. Die vier Kinder schlossen sich schnell zusammen und genossen ihre gemeinsame Zeit. Viele Geburtstage, viele Ausflüge, viele Wochenenden verbrachten sie miteinander. Alex war großmütig und reddegewandt. Schnell lernte Erkan Deutsch und rechnete am besten. Jenny sog wie ein Schwamm alles auf, was sie sah und hörte. In Memory war sie nicht zu schlagen. Laura zog mit, so gut es ging. Die Freunde bewunderten ihre fantasievollen Bilder.

Nach drei Jahren wurden die Freunde getrennt. War der Kindergarten noch frei wählbar, so wurde die Schule vom Wohnbezirk zugewiesen. Alex besuchte die gutbürgerliche Schule seines Stadtteils. Jenny und Erkan kamen auf Grundschulen, die in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung lagen. Erkan wohnte in einer Gegend mit hohem Ausländeranteil. Jenny lebte in einer Neubausiedlung des sozialen Wohnungsbaus mit vielen Arbeitslosen und Armen.

Die Kinder entwickelten sich in ihren Klassen ganz unterschiedlich. Alex war alles andere als ein Selbstläufer. Er lernte nicht aus freien Stücken, brauchte viel Aufmerksamkeit und Hilfe. Als es zu Beginn der vierten Klasse um seine Perspektiven ging, stand für die Lehrer trotzdem fest, dass Alex aufs Gymnasium gehörte. Bei diesen Eltern sei das doch klar. Erkan wurde ein guter Schüler. Als einer von Wenigen seiner Klasse erhielt er eine Realschulempfehlung. Seine Augen strahlten vor

Stolz, als er die Neuigkeit erzählte. Jenny dagegen bewältigte die Schule nur schlecht. Sie fehlte häufig. Das machten alle in ihrer Klasse so. Die Lehrer erkannten aber das Potenzial des Mädchens und empfahlen es für eine Realschule. Und Laura? Sie wurde ein Jahr zurückgestellt. In der Zeit fanden ihre Eltern eine neu eingerichtete Integrationsschule. Das pädagogische Konzept stand, die Lehrpläne waren geschrieben, gute Sonderpädagogen wurden eingestellt. Auf Lauras Eltern machte die Schule einen hervorragenden Eindruck. Sie wurden enttäuscht. Man akzeptierte Laura nicht; sie würde die anderen Kinder herunterziehen, befürchteten deren Eltern. Nach Phasen völliger Erschöpfung gaben Lauras Eltern auf. Laura wechselte auf eine Förderschule.

Die vier Freunde verloren einander. Die Schule, das Leben unterschieden sich immer mehr – und damit die Freunde, der Sport, die Musik, die Urlaube, die Sprache. Alex besuchte das traditionsreiche Gymnasium, wie schon seine Vorfahren. Er hangelte sich von Klasse zu Klasse. Zielstrebig und lernfreudig war er nicht. Irgendwann flatterten den Eltern die Nerven. Alex erhielt Nachhilfe. Dann kam sein Auslandsjahr. Die Eltern hörten von einer internationalen Schule im englischen Cambridge. Alex bewarb sich und wurde tatsächlich angenommen. Die Schule packte ihn sofort. Er lernte von sich aus und in alle Richtungen. Begleitet wurde er von Lehrern, einem Tutor und vielen anderen Ansprechpartnern. Wie seine Eltern hatte auch ich erwartet, dass er rasch zurückkehren würde, doch das Gegenteil trat ein. Er wollte bleiben und dort sein Abi machen, obwohl das viel anstrengender als in seiner alten Schule war. Erkan machte sich gut auf der Realschule. Er lernte problemlos und erreichte mit 16 ein gutes Zeugnis der mittleren Reife. Niemand fragte ihn, ob er nicht noch das Abitur ablegen wolle. Seinen Eltern kam das nicht in den Sinn, sie kannten das deutsche Schulsystem zu wenig. Erkan bewarb sich um Lehrstellen als Kfz-Mechatroniker. Schnell merkte er, dass Mitschüler mit typisch deutschen Namen eher zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen wurden. Am Zeugnis lag es nicht, auch nicht an der Sprache; sein Deutsch war mittlerweile sehr gut. Als er sich endlich einmal vorstellen durfte, bekam er seinen Ausbildungsplatz.

Jenny ging zunächst auf eine Realschule. Sie war hellwach, aber die Schule fesselte sie nicht. Sie suchte Anerkennung und Halt. Auf der Straße, in ihrer Clique fand sie beides. Nach zwei Jahren wurde Jenny auf eine Hauptschule zurückgestuft. Jenny war ernsthaft gefährdet, auch diese ohne einen qualifizierenden Abschluss zu beenden. Erst da schritten Lehrer und Sozialarbeiter ein. Jenny wurde in eine Praxisklasse aufgenommen. Der Kontakt zu erwerbstätigen Menschen tat ihr gut und motivierte sie. Sie schaffte den Abschluss. Da sie trotzdem keinen Ausbildungsplatz fand, belegte sie eine „Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme“ der Bundesagentur für Arbeit.

Als Laura in die zehnte Klasse versetzt wurde, war absehbar, dass sie die Förderschule ohne qualifizierenden Hauptschulabschluss beenden und auf dem freien Arbeitsmarkt keinen Ausbildungsplatz finden würde. Die Eltern erfuhren zufällig von einer Berufsschule, die auch Jugendliche unterrichtet, die nach der zehnten Klasse erst eine „Schnupperlehre“ machen. Laura wurde dort angenommen. Vielleicht kann sie sogar eine Ausbildung anschließen.

Die Biografien der vier Jugendlichen, denen ich eineinhalb Jahrzehnte lang freundschaftlich verbunden war, zeigen: In Deutschland bleibt die jeweilige Herkunft bestimmend. Wer aus einem akademisch geprägten Haushalt kommt, schafft es, auch wenn die Leistungen lange Zeit eher mäßig sind. Wer aus einer nichtdeutschen Familie kommt, in einem Haushalt in sozialer Notlage lebt oder langsamer lernt, bekommt nicht die Chance, aufzuholen, nicht die Förderung, die seine Fähigkeiten zur Geltung bringt. Unser Schulsystem ist durchlässig – aber meist nur nach unten, selten nach oben.

Betrachtet man diese typischen Einzelfälle und befragt die Bildungsforschung, die sich seit Langem in entscheidenden Punkten einig ist, lernen wir auch, wie wir das Bildungssystem verändern müssen, um unseren Kindern gerecht zu werden:

Länger miteinander lernen

Unser gegliedertes Schulsystem setzt auf Homogenität. Im Unterschied zu fast allen anderen Ländern trennen wir unsere Kinder sehr früh. „Das fördert ihre Leistung“, meinen die meisten. „Laura zieht Jenny und Erkan leistungsmäßig nach unten, alle drei schaden der Entwicklung von Alex.“ Doch das ist nicht richtig, wie uns die Forschung zeigt. International vergleichende Studien belegen, dass ein längeres gemeinsames Lernen zu mehr leistungsstarken und weit weniger leistungsschwächeren Kindern führen kann. Warum ignorieren wir diesen Tatbestand? Warum wischen wir Erkenntnisse mit abschätzigen Begriffen wie Gleichmacherei oder Einheitsschule einfach zur Seite? Längeres gemeinsames Lernen führt zu einem höheren Sockel an Bildung für alle. Und, mindestens ebenso wichtig, zu mehr gegenseitigem Respekt. Wie sollen Kinder lernen, Menschen aus anderen sozialen und kulturellen Gruppen anerkennend zu begegnen, wenn sie früh voneinander getrennt werden?

Längeres gemeinsames Lernen muss allerdings gut vorbereitet werden, es bedarf einer Pädagogik der Vielfalt. Die Erzieherinnen im Integrationskindergarten der vier Kinder haben gezeigt, dass es geht. Den Umgang mit Vielfalt in der Schule nicht zu leben und das Menschenrecht auf inklusives Lernen zu verweigern, das sind die zentralen Probleme unseres Schulsystems. Wir müssen die Kinder

länger gemeinsam lernen lassen, am besten bis zum Alter von 16 Jahren. Wir würden niemanden verlieren, aber viele gewinnen.

Mehr Zeit zum Lernen

Kinder brauchen Zeit und Vertrauen. Nicht alle rennen gleich von allein und schnell los. Alex, der heutige Eliteschüler, ist das beste Beispiel. Unser Schulsystem muss also Zeit geben. Doch wir haben die Gymnasialzeit um ein Jahr verkürzt. Kitas, Kindergärten und Ganztagschulen fangen den Verlust nicht auf. Wir brauchen zügiger als geplant mehr und qualitativ gute Kinderhorte, Ganztagskindergärten und -schulen. Wir brauchen das Auslandsjahr. Bei einem Arbeitsmarkt, der sich rascher denn je verändert, sollten wir an Bildungszeit nicht sparen.

Fertigkeiten und Fähigkeiten entfalten

Noch trennen wir zu scharf nach dem Motto: Die Schule ist für die kognitiven Kompetenzen zuständig, alle außerschulischen Lernorte übernehmen den großen Rest. Leitwerte und Schlüsselkompetenzen kann man auch in der Schule lehren und lernen. Dafür müssen wir die Unterrichtsformen ändern, Demokratie, Werte, kulturelle und soziale Kompetenzen vermitteln und die Bereitschaft schulen, Verantwortung zu übernehmen. Als Alex eigenverantwortlich arbeiten durfte, packte ihn das Lernen. Als Jenny spät in ihrer Jugend erlebte, wofür sie lernt, war das Interesse da. Unterrichtsinhalte dürfen wir nicht zu früh verengen. Über ein langes Leben hinweg müssen wir immer wieder auf ihnen aufbauen können.

Mehr Geld für Bildung

Geld allein macht noch kein gutes Bildungssystem aus. Finnland gibt vom Primar- bis zum Tertiärbereich pro Schüler kaum mehr Geld aus als Deutschland. Dennoch unterscheiden sich die Bildungsergebnisse erheblich. Allerdings hält sich Deutschland vor allem in den frühen Schuljahren stark zurück, in denen für die Kinder ein kompensatorisches Lernen am nötigsten ist. Wir müssen hier umsteuern und gerade die frühen Schuljahre stärken finanzieren. Wir müssen bis 2015 das selbst gesteckte Ziel erreichen und zehn Prozent des Bruttosozialprodukts in Bildung und Forschung investieren. Finanzschwache Bundesländer und Brennpunktschulen müssen mehr Geld und damit mehr Gestaltungsraum erhalten. Zum Wohle unserer Kinder brauchen wir einen solidarischen Föderalismus.

Akteure miteinander vernetzen

Zeit, Inhalte, Kreativität und Geld – mit diesen Elementen müssen wir eine Infrastruktur aufbauen, die mit qualifiziertem und gut bezahltem Personal unsere Kinder bildet. Eltern brauchen unsere Unterstützung. Die vielen Akteure im Bildungsverlauf müssen miteinander vernetzt werden. Hierzu benötigen wir die Zusammenarbeit ganz unterschiedlicher Institutionen und Professionen. In diesem Sinne müssen Bund, Länder und Gemeinden wieder kooperieren. Aber auch lokale Bildungsnetze sind enorm wichtig. Wir brauchen Bildungsketten: Schulen, Jugendämter, Jugendzentren und Jobcenter müssen viel enger zusammenarbeiten, Warnsignale früh erkennen und rechtzeitig reagieren. So wird es gelingen, mehr Kinder als bisher besser zu bilden. Der Ertrag wird hoch sein – nicht nur wirtschaftlich betrachtet, sondern auch, was Glück und Zufriedenheit angeht.

Die Autorin Jutta Allmendinger ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB). Vor Kurzem ist bei Pantheon ihr neues Buch erschienen: „Schulaufgaben. Wie wir das Bildungssystem verändern müssen, um unseren Kindern gerecht zu werden“

Allmendinger, Jutta: Aufgaben für uns alle. In: Carta 2020. Magazin zur Bildungsinitiative des Stifterverbandes. Beilage in der ZEIT vom 17. Januar 2013. S. 24 -27

Bonustrack

Was wäre Deutschland ohne Bildung?

Stifterverbands-Präsident *Arend Oetker* über Bildungsreformen, gute Lehrer und die Ziele der Bildungsinitiative.

Carta 2020: Vernachlässigen wir die Bildung in unserem Land, Herr Oetker?

Zweifellos tun wir das. Und das wird uns ja auch seit vielen Jahren in internationalen Vergleichen vorgeworfen. Leider hat es bisher nichts gefruchtet.

Woran liegt das?

Wir sind in Bildungsfragen sehr konservativ, das ist das größte Hindernis. Obwohl wir sonst Innovationen gegenüber recht aufgeschlossen sind, trauen wir uns bei den Themen Lernen und Schule, Bildung und Ausbildung nur sehr zögerlich an Neues heran. Wir müssen den Innovationsgeist, der unser Land so stark macht, auch auf den Bildungsbereich übertragen.

Was genau müsste geschehen, damit sich die Dinge verändern?

Wir sollten mutiger werden und bereit sein, Althergebrachtes auch mal infrage zu stellen. Wollen wir unsere Kinder wirklich weiterhin mit immer mehr Faktenwissen überfordern? Wir wissen doch nun wirklich schon länger, dass umsichtige, verantwortungsvolle, neugierige und fantasievolle junge Menschen andere Formen des Lernens benötigen. Wir dürfen ihnen nicht alles fertig vorsetzen, sondern müssen ihnen dabei helfen, die Welt selbstständig zu entdecken. Und das erfordert ganz andere Lehrformen als bisher, vielleicht sogar ganz andere Schulformen.

Haben wir die Lehrer, die wir brauchen?

Zunächst einmal: Ich bin überhaupt nicht damit einverstanden, Lehrer zu Sündenböcken abzustempeln, wie das so oft getan wird. Es ist so einfach, über Lehrer zu schimpfen, aber es hilft niemandem. Gesamtgesellschaftlich gesehen ist der Lehrerberuf einer der wichtigsten überhaupt. Aber wir brauchen mehr, andere und bessere Lehrer. Deshalb ist es unumgänglich, dass wir unser Augenmerk viel stärker auf die Lehrerausbildung richten.

Was funktioniert da nicht?

Zunächst einmal müssen die Hochschulen viel stärker darauf achten, dass die Lehramtsstudierenden auch wirklich für den Beruf geeignet sind. Für viel zu viele Studienanfänger ist das Lehramtsstudium nur eine Notlösung. Nach gegenwärtigem Forschungsstand ist die Hälfte aller Referendare für den Lehrerberuf ungeeignet. Jeder zehnte Lehrer fühlt sich bereits nach vier Berufsjahren überfordert.

Keine guten Voraussetzungen ...

... und das ist noch nicht alles. Nur ein Prozent der Lehrkräfte ist heute ausländischer Abstammung, und nur jeder zehnte Grundschullehrer ist ein Mann. Das müssen wir dringend ändern. In der Bildungsinitiative des Stifterverbandes haben wir hier ambitionierte Ziele ausgerufen: Die Zahl der Lehramtsstudierenden mit Migrationshintergrund soll sich bis 2020 verdoppeln, und jeder fünfte angehende Grundschullehrer soll männlich sein. Und wir müssen dafür Sorge tragen, dass die mit 60 Prozent viel zu niedrige Studienerfolgsquote in den Lehramtsstudiengängen verbessert wird. Langfristig müssen wir hier mindestens 80 Prozent erreichen.

Wie sollen die Hochschulen das schaffen?

Sie müssen ein Studium anbieten, das nicht nur attraktiv ist, sondern viel besser auf die beruflichen Herausforderungen vorbereitet, also auf das, was tatsächlich im Klassenraum passiert. Die Lehrerausbildung muss in die Mitte der Universität geholt werden und darf nicht länger nur der Appendix einer Fachausbildung sein. Manche Hochschulen beginnen ja schon damit: Sie werben um gute Studierende und legen viel Wert auf gute Betreuung. Sie richten das Studium an der Praxis und den späteren Anforderungen aus. Und vor allem lassen sie neueste Erkenntnisse aus der Lehr- und Lernforschung sowie der Schulentwicklung in die Ausbildung einfließen.

Mit seiner Bildungsinitiative hat der Stifterverband aber nicht nur die Lehrer in den Fokus genommen?

Nein, wir haben sogar ein ganzes Paket von Förderaktivitäten auf verschiedenen Handlungsfeldern geschnürt, zum Beispiel bei der Beruflichen Bildung oder beim Lebenslangen Lernen. Aber was das Wichtigste ist: Wir haben für all diese Handlungsfelder ganz konkrete Ziele festgelegt. Bis 2020 sollten wir in Deutschland diese Ziele erreicht haben, wenn wir international weiterhin ganz vorne mitspielen

wollen. Der Stifterverband wird in den kommenden Jahren kontinuierlich überprüfen, wie sich unsere Gesellschaft auf diesen Feldern bewährt und ob wir uns den Zielen annähern.

Und wenn nicht?

Dann werden wir freundlich, aber nachdrücklich darauf hinweisen. Es kann ja nicht sein, dass wir in jeder zweiten Sonntagsrede die überragende Bedeutung der Bildung beschwören, sich aber nichts verändert. Wir haben viel geredet, jetzt müssen wir anfangen zu handeln.

Aber Deutschland geht es doch gut. Wir gehören zu den wirtschaftlich wichtigsten Nationen der Welt, unsere Ingenieure sind hervorragend, alle wollen immer noch deutsches Know-how. So schlecht kann unser Bildungssystem doch gar nicht sein.

Ja, wir sind erfolgreich. Aber wie lange noch? Uns wird der Nachwuchs knapp. Das gilt für den akademischen und den beruflichen Ausbildungsbereich gleichermaßen. Wir haben eine viel zu geringe Durchlässigkeit im Bildungssystem. Nicht zuletzt: Wir investieren viel zu wenig in unser Bildungssystem, namentlich in die Hochschulen. Dafür werden wir von der OECD zu Recht immer deutlicher kritisiert.

Was müssen wir also Ihrer Meinung nach besser machen?

Erstens: Wir brauchen mehr und bessere Schnittstellen zwischen der akademischen und der beruflichen Bildung. Wir haben bei den Studienanfängerzahlen innerhalb eines Jahrgangs in den letzten Jahren große Fortschritte erzielt. Dahinter dürfen wir in den nächsten Jahren nicht zurückbleiben. Dazu müssen Bund und Länder aber auch ausreichende Kapazitäten schaffen. Auf der anderen Seite müssen wir aber auch aufpassen, dass die Attraktivität und Wertigkeit der beruflichen Bildung erhalten bleiben, damit diese nicht ausblutet. Schließlich werden wir dafür weltweit bewundert.

Zweitens: Diejenigen, die bereits an der Uni sind, dürfen nicht so schnell das Handtuch werfen. Was nützen uns all die wunderbaren MINT-Initiativen selbst für die Kleinsten, wenn dann später die hohen Dropout-Quoten an den Hochschulen alles wieder zunichte machen? Das muss man sich einmal vorstellen: Jeder dritte Studienanfänger macht keinen Abschluss. Wenn wir dieses Problem in den Griff bekämen, hätten wir in den technischen Disziplinen und in den Betrieben keine Nachwuchsprobleme mehr. Und schließlich müssen wir unbedingt mehr ausländische Studierende anziehen: Wir brauchen hier einen Absolventen-Anteil von mindestens 20 Prozent. Das wäre eine Verdopplung gegenüber heute.

Aber ist es denn klug, die Anforderungen an unser Bildungssystem nur durch die ökonomische Brille zu sehen? Bildung hat ja auch gesellschaftliche und individuelle Aspekte.

Richtig. Deshalb ist es uns im Stifterverband ja so wichtig, auch jene am Bildungssystem teilhaben zu lassen, die in der Regel euphemistisch als ‚bildungsfern‘ bezeichnet werden. Wir müssen diese Menschen ganz nah heranbringen, wir müssen sie ermutigen und deutlich machen, dass wir jeden von ihnen brauchen. Nur 17 von 100 Kindern aus Arbeiterhaushalten betreten je eine Uni. Bei zugewanderten Menschen sieht es noch schlechter aus – und fast jeder Zweite von ihnen bricht sein Studium dann ab. Das ist ein Armutszeugnis für unsere Gesellschaft.

Da schlummert viel verborgenes Potenzial.

Allerdings. Viel Potenzial haben wir freilich auch bei der Verzahnung von beruflicher und akademischer Bildung. 2010 haben an unseren Hochschulen nur 8.400 Menschen ohne Abitur studiert. Wir wollen die Zahl der Studienanfänger ohne Abitur in den kommenden Jahren verdoppeln. Dazu müssen wir gute Modelle zur Anerkennung beruflicher Kompetenzen entwickeln und es vor allem schaffen, diese Zielgruppen richtig anzusprechen und sie für ihr eigenes berufliches Fortkommen zu begeistern.

Dazu müssten sich die Hochschulen aber vom Bild des Normalstudenten lösen: Abitur, jung, kinderlos, deutsch.

Ja, der Großteil der Studienangebote richtet sich hierzulande an Abiturienten, die direkt nach dem Gymnasium ein Präsenz- und Vollzeitstudium aufnehmen. Wir müssen uns hier vom Schubladendenken verabschieden und die Hochschulen ermuntern, deutlich mehr Angebote für lebenslanges Lernen anzubieten. Nach unseren Vorstellungen sollte bis 2020 mindestens jeder zehnte Studiengang zeitlich und räumlich flexibel studierbar sein. Dazu müssen wir das Internet viel stärker nutzen. An den US-amerikanischen Top-Universitäten entwickelt sich gerade ein Tsunami an Online-Bildungsangeboten, der auch uns überspülen kann, weil diese weltweit genutzt werden können. Unter unseren Hochschulleitungen sehe ich zurzeit kaum jemanden, der sich mit diesen Herausforderungen strategisch beschäftigt.

Die Ziele der Bildungsinitiative sind sehr ambitioniert. Kann der Stifterverband das alleine stemmen?

Natürlich nicht. Unsere Mittel sind begrenzt, und letztlich kann auch nur die Politik die Rahmenbedingungen so gestalten, dass sich unser Bildungs- und Ausbildungssystem weiterentwickelt. Wir sehen unsere Aufgabe eher darin, das System zu stimulieren. Wir sind in der komfortablen Lage, den Kopf ein wenig zu heben und in die Ferne zu schauen, während die Politik oft im Hier und Jetzt verhaftet ist und höchstens bis zum Ende der Legislaturperiode blickt. Überdies: Es ist immer ein Ansporn, sich hohe Ziele zu setzen. Man denke zum Beispiel an das „Lissabon-Ziel“: Über ein Jahrzehnt haben wir

uns angestrengt, drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts in Forschung und Entwicklung zu investieren. Wir haben das Ziel letztlich knapp verfehlt, aber das ist nicht so schlimm. Viel wichtiger war es, ein Ziel vor Augen zu haben und sich dafür ins Zeug zu legen.

Also analog zum Lissabon- Ziel nun die „Stiferverbands-Ziele“?

Wenn es so käme, wäre das natürlich großartig. Aber das kann man nicht planen. Unsere Bildungsinitiative ist ein Gesprächs- und Kooperationsangebot. Wir freuen uns über schlagkräftige Partner, seien das nun Stiftungen, Unternehmen oder die Bildungseinrichtungen selbst. Je breiter das Fundament, desto besser. Die Hauptsache ist, dass wir uns den Zielen annähern, gleichgültig wie sie heißen.

Was wird denn der Stiferverband selbst dazu beitragen?

Wir werden unsere Programmatik in den kommenden Jahren ganz auf die ausgerufenen Ziele ausrichten. Das ist auch für uns neu: Bisher waren unsere Programme sehr allgemein auf die Verbesserung von Strukturen im Wissenschaftssystem ausgerichtet. Jetzt wollen wir unsere Aufmerksamkeit ganz deutlich auf die Ziele der Bildungsinitiativen lenken.

AREND OETKER ist Präsident des Stiferverbandes für die Deutsche Wissenschaft und geschäftsführender Gesellschafter der Dr. Arend Oetker Holding, Mehrheitsgesellschafter des Nahrungsmittelunternehmens Hero AG und Großaktionär der KWS Saat AG.

Oetker, Arend: Was wäre Deutschland ohne Bildung. In: Carta 2020. Magazin zur Bildungsinitiative des Stiferverbandes. Beilage in der ZEIT vom 17. Januar 2013. S. 19 -23

